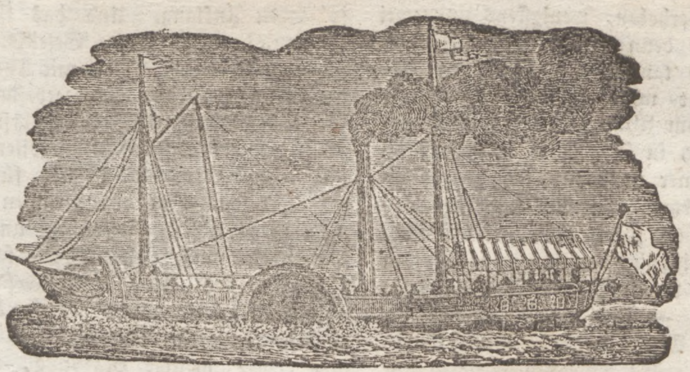
№ 5.



Dienstag, am 12. Januar 1836.

# Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

---

## Ein Abend in Danzig am Sylvester 1935.

(Nachtrag.)

Mein schöner Wahn von einem Sarastroschen Regimente und einer arkadischen Lebensweise im Monde mußte mir nur zu bald entschwinden; schon die erste Kolumne der Mondzeitung belehrte mich, wiederholentlich, daß überall zerbrochene Töpfe auf dem Markte des Lebens stehen. Ja, es ging im Monde noch verkehrter als auf der Erde zu. Es wurde dort eine sehr gute Polizei gehalten, die ihre Blicke nicht allein auf die Sicherheit und Unsicherheit des Staatslebens richtete, sondern sie auch den Sitten, Leidenschaften und üblen Angewohnheiten des Mondvölkchens zuwandte. Nur die bildliche Art und Weise wie sie ihre Anordnungen traf, schien mir etwas sonderbar. Um z. B. eine Straßenunart oder eine Völlerei zu verbieten, mußte ein Mann vom Amte sie begehen. Worauf es dann hieß: Hier sehet her! dieses sollt ihr unterlassen! — Das Neujahrsfest wird dort, wie ich aus einem Artikel ersah, um einen ganzen Monat früher als auf der Erde gefeiert. Gegen das Umhersenden altgebräuchlicher Gratulationskarten wurde sehr geeifert, es wurde dieser nichtssagende und auf der Erde schon ziemlich außer Mode gekommene Gebrauch als eine invalide Höflichkeitsformel bezeichnet, die am letzten Mondneujahrstage selbst zu einer diplomatischen Differenz die Veranlassung gegeben. Der Kronagent eines neuorganisirten Reiches hatte nämlich dem Konsul eines alten Staates, der jenes Reich noch nicht als eine selbstständige Monarchie anerkannt hatte, eine Neujahrsgratulationskarte zugesandt. Dieselbe war auf Grund der ebenerwähnten Nichtanerkennung zurückgewiesen worden, und so stand nun dieser Neujahrsgeschichte wegen zwischen den beiden Reichen der Ausbruch eines Krieges zu befürchten.

Vom Professor aufgefordert und begleitet, verließ ich jetzt das stattliche Kaffeehaus und trat in den Tempel des heidnischen Fräuleins Thalia. Mit Erstaunen mußte ich bald empor blicken! Die deutsche Schauspielkunst hatte sich im Laufe des einen

Jahrhunderts sichtbar erhoben, wenigstens um zwei bis drittehalb Fuß — denn sämmtliche darstellende Personen gingen und tanzten auf Stelzen. Ein Souffleur wurde nicht mehr gebraucht — Jeder las seine Rolle rein vom Blatte ab. Ich fand dieses höchst ansprechender, in so fern ich mich nämlich der schlechten Rollenlerner meines Jahrhunderts dabei erinnerte. Nach abgethanem Spiel, wurde eine Bühnenparade ausgeführt. Zuerst marschirten sämmtliche Damen vorbei; diejenige von ihnen, welche am besten das Augenspiel verstand, wurde dann vom Parterre hervorgerufen. — Gleicherweise fanden die Auserwählten aus der Mitte des männlichen Personals ihre Anerkennung. Es wurde hier überhaupt mehr auf körperliche, als auf geistige Kunstmittel gesehen. Dieser frivole Geschmack erweckte mir Unbehaglichkeit, und ich war herzlich froh, als mein gefälliger Professor mich zum Weitergehen aufforderte.

Wir richteten nun unsere Schritte nach dem Hotel zu den Ruinen der Stadt London. Dieser Weg führte mich zuerst durch die Langgasse, die ich aber kaum wieder erkennen konnte. Diese ehemalige Herrschaftsstraße hatte sich in einen völligen Trödelmarkt verwandelt, wo überall Band, Spitzen, alte Kleider und abgenutzte Inventarienstücke zum Verkauf ausgeboten wurden. — Im Konzertsaale angelangt, erstaunte ich über die große Menge der dort versammelten Ordensritter; über die Hälfte der anwesenden Personen trugen Kreuze und Ehrenzeichen von andern Formen in den Knopflöchern befestigt; doch auch die übrigen Herren schienen mir ordentliche Menschen zu sein. — Das Konzert fand seinen Anfang. Zuerst wurde von einer Dame eine Arie gesungen, der ein enthusiastischer Applaus von Seiten des Auditoriums folgte. „Diese Sängerin ist beim hiesigen Theater engagirt," belehrte mich der Professor während der jetzt eingetretenen Pause. „Die muß dann," bemerkte ich, „dem hier erfolgten Beifalle nach für die Theaterkasse ein großer Gewinn sein; obgleich ich in Wahrheit gestehen muß" — —. „Weiß, was Sie sagen wollen," entgegnete der Professor: „viel Geschrei und wenig Wolle. Das kommt aber auch nur in diesem und ihm ähnlichen Lokalen vor" Er zog mich bei diesen Worten an ein Fenster, wo er dann weiter erzählte. „Sie befinden sich hier in einer Ressource, deren Danzig jetzt 221 aufzuweisen hat. Was man im Theater wenig beachtet, findet in einer Ressource jubelnden Anklang. Und das ist als natürlich zu erklären, denn in einem Gesellschaftsvereinlokale honorirt man die Künstler mit Thee und Kuchenwerk, während man den Theaterbesuch mit klingendem Gelde bezahlen muß. Nun besitzen wir allerdings zwei- bis dreitausend Gesangdilettanten und Dilettantinnen, aber was ist das für eine so volkreiche Stadt, besonders an dem heutigen Abend, an welchem in allen 221 Ressourcen unbedingt ein Konzert stattfinden muß." — „„Sie sagen muß?““ — „Nun, versteht sich! Ohne Gesang betrachten wir uns heut zu Tage als leblose Kreaturen. Daher ist denn auch das Schauspiel so in Verfall gekommen. Die geistige Nahrung, welche es darbot, konnte nur die Seele sättigen, das Herz erfrischen und durch hohe Vorbilder die Moral befördern. Wir aber verlangen allein einen Ohrengenuß, ein Erquicken des Trommelfells. Einst sangen nur unsere Kornmesser beim Ein- und Ausscheffeln; jetzt singt Alles, was Kehle hat. Der Schornsteinfeger auf dem Dache singt mit seinem Buben in der Rußkammer ein Duett aus Fra Diavolo; der Stiefelputzer wichst seine Stiefel mit einer Arie aus Titus dem Großmüthigen; der Kutscher treibt seine Pferde nicht mehr mit Hoy und Ey, sondern mit einem Triller aus Romeo und Julia an; die Eheleute zanken sich singend; die Straßenjungen prügeln sich taktmäßig; die kleinen Kinder werden mit den neuesten Opernpiecen in den Schlaf gesungen; ja, ein Doktor der Gesanglehre will selbst schon die Erfindung gemacht haben, durch welche die Kinder singend zur Welt kommen sollen." — „„Da leben wir ja,““ erlaubte ich mir hier die Bemerkung, „„in einer sehr glücklichen Zeit. Wenn die Kehle trällert, dann küßt die Freude gleichsam das Herz. Die Menschen müssen demnach durchweg sehr lustig sein.““ — „Da irren Sie," replicirte der Professor. „Aus dem Herzen kommt diese Gesangeslust keinesweges. Jeder erlebt täglich seine Verdrüßlichkeit; wir haben überhaupt alle mögliche Ursache zum ernsten Nachdenken. Diese vorherrschende Gesanglust entspringt vielmehr aus einer gewissen Ueberreizung, namentlich aber aus einer musikalischen Bildung, die, wie eine Ueberschwemmung, über alle Stände sich ausgebreitet hat. Wo nicht Eltern und Schulen zu dieser musikalischen Grundlage führen, da helfen die Waiseninstitute. Horchen Sie einmal auf den verschiedenstimmigen Gesang, der eben auf der Straße ertönt: wie kunstgerecht! nicht eine Achtelnote wird verfehlt!"

— „„Das sind vermuthlich Theaterchorsänger, die ein Ständchen bringen?““ — „Nichts davon! es sind unsere Nachtwächter, die eben, im Baß, Bariton, Tenor und Discant die neunte Stunde absingen. In ihrer Laterne haben sie ein Notenblatt, von welchem sie singen. Alles wird heute nach Noten bewirkt, selbst unsere Diebe bekommen Prügel nach Noten.“

Wir kehrten nun zum Auditorium zurück. Ein bärtiger Sänger trug gerade eine Arie vor, aber mittelmäßig und mit krächzender Stimme. Dennoch sah ich links und rechts den Kunstenthusiasmus in Extase, mitunter selbst in entzückende Wuth, in Wonneverzweiflung gerathen. Hier umschlang ein Gesangfreund krampfhaft seinen Nachbarn und drückte ihn an die hohle Brust, dort streckte sich ein junger Mann musikalisch elektrisirt und gereckt der Länge nach auf seinem Stuhle aus. Auf diese Weise sah ich mehrere Stuhllehnen zerbrechen und einen ganzen Haufen von Zuhörern übereinanderfallen. Aber daran schien man sich schon gewöhnt zu haben, noch auf der Diehle liegend schwelgte man im Ohrenschmause fort, wagte kaum zu athmen. Ein verklärtes Lächeln ruhete auf allen Antlitzen — so selig lächeln die Verklärten im Paradiese! Ein donnernder Applaus folgte dem Sänger bei seinem Abtreten. Nach ihm erschien ein junger Mann, der wirklich eine seltene Fertigkeit mit einer höchst angenehmen Stimme vereinigte. Aber wie erstaunte ich, den Enthusiasmus plötzlich abgekühlt zu sehen. Der junge Mann sang, doch keine Stuhllehne wurde zerbrochen; er trat ab, und kein Applaus folgte ihm. „Wundern Sie sich nicht,“ sagte der Professor, „der erste Sänger war ein, mit Empfehlungsbriefen versehener Fremder; der zweite Sänger war aber nur ein Danziger von Geburt, und dieses Auditorium besteht durchgängig aus Hiergeborenen. — Lassen Sie uns jetzt zum Festmahle eilen, es ist dazu die höchste Zeit.“ — Ich folgte ihm, aber verstimmt, ernst nachdenkend, mich schmerzlichen Erinnerungen hingebend. Ich fantasirte: ich sah vor mir ein offenes Grab — mein Herz lag da drinnen blutig und von Hunden zerrissen; ich sah da drinnen Blumen vom Nordhauch geknickt, vom Fluch der Geburt entblättert! Mein Schädel zitterte, das Blut quoll mir unter den Nägeln hervor, ich fühlte — —

„Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!“ scholl mir der bekannte Jubelgesang entgegen — wir traten in diesem Augenblick in den Speisesaal, wo die Danziger Journalisten bereits um die Tafel saßen. Der Professor stellte mich mit kurzen Worten der Gesellschaft vor, worauf wir Plätze einnahmen. — Nachdem beim perlenden Champagner manche Toaste ausgebracht waren, hörte ich unerwartet den Ruf: „Ein Lebehoch dem Redakteur des Dampfboots!“ Ueberrascht von diesem Zuruf, den ich auf mich bezog, setzte ich mein Glas mit den übrigen in Klang und wollte irrigerweise eben eine kleine Dankrede halten, als ich — der Warnung meines Genius gemäß — aus meinem Traumleben erwachte.

Unter alten, werthlosen Druckschriften fand ich unlängst einige Danziger Blätter aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts vor; ich durchlas sie mit großem Interesse, obgleich sie nichtssagenden Inhalts waren. Vielleicht findet nach neuen 100 Jahren ein nachfolgender Antiquaillenfreund diese Blätter von 1836 vor. Er wird dann lesen, lächeln, wenig oder nichts von den Prophezeiungen erfüllt finden; dann wieder lesen, und doch vielleicht einiges finden: von dem wie es war — auf Erden und im Monde.

W. Schumacher.

## Die Familie Rothschild.

Im Anfange der Revolutionskriege war Moses Rothschild, der Vater der gegenwärtigen Geldfürsten Gebrüder Rothschild — die, obgleich ein jeder von ihnen das Jahr hindurch seine besonderen Geschäfte macht, sich am Jahresschluß Gewinn und Verlust zu gleichen Theilen unter einander berechnen — ein unbedeutender Geldwechsler in einem der ärmlichsten Stadtviertel der Stadt Frankfurt. Er hatte sich die strengste Redlichkeit zum Gesetze gemacht und würde ohne Zweifel seine Familie bereichert haben, hätten ihn die Umstände auch nicht so begünstigt. Sein ältester Sohn, Nathan Meyer, den er nach England schickte, fing ein Geschäft in Manchester, theils als kleiner Fabrikant, hauptsächlich aber als Mäkler oder Kommissionair an, indem er englische Fabrikate kaufte und sie für den deutschen Markt nach Frankfurt sandte. Das Geschäft war einträglich, bis ihm durch die Continentalsperre ein Ende gemacht wurde. Ein anderer Sohn, Salamo, wurde nach Paris geschickt, wo er ein Geschäft als Bankier und Negoziant anfing. Der dritte Sohn blieb zu Hause bei dem Vater. Als die französische Armee über den Rhein ging, mußte der Souverain von Hessen-Kassel flüchten, der seine Jouwelen

und sein Geld eilig mit nach Frankfurt nahm, um dieselben dort wo möglich vor den Franzosen zu verbergen. Der achtbare Charakter des Juden Moses Rothschild veranlaßte den Fürsten, ihm seinen Schatz von einigen Millionen Thalern anzuvertrauen, und derselbe entschloß sich, nach einigem Zögern, denselben anzunehmen. Die französische Armee rückte eben in Frankfurt ein, als Rothschild den Schatz des Fürsten in seinem kleinen Garten vergrub; sein eigenes Vermögen, das etwa 40,000 Thaler betrug, verbarg er nicht, weil er wohl wußte, daß dann eine genaue Nachsuchung angestellt und sein nebst des Fürsten Schatz geraubt werden würde. Die Republikaner ließen ihm nicht einen Thaler von seinem eigenen Vermögen, aber das Geld des Fürsten war gerettet, und als die Franzosen Frankfurt verlassen hatten, fing Rothschild sein Banquiergeschäft mit dem Gelde des Fürsten vorsichtig und klein wieder an, dehnte es allmählig aus bis zum Jahre 1802, als der Eigenthümer des Geldes auf seinem Wege nach Kassel wieder nach Frankfurt kam. Er hatte gehört und gelesen, daß Rothschild Alles verloren habe, und glaubte demnach, daß auch sein Geld verloren sei. Er ließ indeß den ehrlichen Juden rufen und fragte ihn, ob die Räuber Alles genommen hätten, erfuhr aber zu seiner großen Freude, daß kein Kreuzer verloren sei, und der ehrliche Jude ihm noch überdies 5 p. Ct. Zinsen bringen konnte. Moses Rothschild erzählte die ganze Geschichte und sagte: „Da ich keinen eigenen Kreuzer mehr hatte, das Geld Eurer Hoheit aber todt dalag und ich gute Zinsen davon ziehen konnte, so benutzte ich es allmählig. Ich war glücklich dabei, und es ist recht, daß Sie nun Alles mit 5 p. Ct. Zinsen zurückerhalten.“ „Nein,“ entgegnete der Fürst, „ich will weder die Zinsen noch das Geld jetzt aus Ihren Händen nehmen. Die Interessen genügen nicht, den Verlust zu decken, den Sie bei der Sicherung meines Eigenthums erlitten, und mein Geld soll Ihnen noch 20 Jahre zu 2 p. Ct. zu Diensten stehen.“ Bei dem Wiener Congresse rühmte der Fürst den edlen Charakter Rothschild's so, daß die versammelten Fürsten und Minister versprachen, der Familie desselben in Geldangelegenheiten den Vorzug zu geben; demzufolge wurde das französische Anleihen von 200 Mill. Franks dem jetzigen Baron Salomo Rothschild übertragen. So begannen ihre Anleihen und Geschäfte nach großem Maßstabe ihre Hilfsmittel mehrten sich, es standen ihnen nützliche Nachrichten zu Gebote, und so gewannen sie auf beispiellose Weise bei ihrem Anlehen. Rothschild in London z. B. erfuhr die Flucht Napoleons von Elba 25 Stunden früher, als das englische Ministerium. Ihr erstes Anlehen zu 200 Millionen Franks war zu 67 abgeschlossen und wurde bald darauf mit 93 verkauft, was einen Unterschied von 52 Millionen machte. Wie bekannt, leben die Brüder Rothschild in Paris und London auf wenigstens fürstlichem Fuße, man weiß aber auch, daß die Wohlthaten, die sie erzeigen, unzählig sind.

B. E.

---

## Die Grausame.

Jüngst hab' ich im Fiebertraume,
Mathilde, Dich geküßt.
Das Fieber ist nicht so grausam,
Wie Du, Mathilde, bist.

W. M.

---

(Verspätete) **Beantwortung** der beiden Räthselfragen in Schaluppe No. 85 zu Dampfb. No. 152:

Vergeben und Nachdruck.

---

# Theater-Anzeige.

Morgen, Mittwoch den 13. Januar, wird zu meinem Benefiz aufgeführt:

Zum Erstenmale:

## Trilby,

oder:

## Der Wehrwolf als Bräutigam.

Komische Oper in 1 Akt von Both. Musik von F. H. Truhn.

Vorher:

zum Erstenmale:

## Der lustige Rath.

Lustspiel in 2 Aufzügen.

Hierauf:

Duett aus der Oper Othello, gesungen von den Herren Truhn und Kieckebusch.

Durch die Auswahl der vorbenannten Piecen hoffe ich mit Zuversicht, dem geachteten Publikum einen recht angenehmen Abend versprechen zu dürfen, und erlaube ich mir in dieser Voraussetzung die geehrten Theaterfreunde zu dieser meiner Benefiz-Vorstellung so freundlichst als ergebenst einzuladen.

Aurora Kleinschmidt.

---

Herausgeber und Redakteur: Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bozon.